

Philosophisches Seminar der Universität Hamburg
Prof. Dr. Rolf W. Puster
Oberseminar SS 07: Anselms Argument in der Philosophiegeschichte

Eckehard Seidl

Der ontologische Gottesbeweis bei Leibniz

Inhalt

1	Einleitung	1
2	Leibniz' philosophisches System	3
2.1	Grundprinzipien	3
2.2	Monadologie	6
2.3	Wahrheit und Existenz	8
3	Der ontologische Gottesbeweis	11
3.1	Kritik der Vorläufer	11
3.2	Beweis	12
3.3	Diskussion	13
4	Schlussfolgerungen	15
	Literatur	16

1 Einleitung

In seinem Buch „Der Gott der reinen Vernunft“ hat Wolfgang Röd [1992] „die Auseinandersetzung um den ontologischen Gottesbeweis von Anselm bis Hegel“ systematisch untersucht. Er vertritt am Beispiel von Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant und Hegel die These, dass der ontologische Gottesbeweis für eine rationalistische Metaphysik unentbehrlich ist. Unter den genannten Philosophen hat Leibniz insofern eine Sonderstellung, als er ein monistisches System entwirft, das Descartes' Dualismus von Geist und Materie vermeiden soll. Im folgenden Text will ich versuchen zu argumentieren, dass der ontologische Beweis speziell in diesem System nicht die Rolle spielt und spielen kann, die Röd ihm zuweist.

„Gott“ bedeutet bei den genannten Philosophen nicht einen Gegenstand von Religion, sondern den „Gott der Philosophen“¹, ein mit Vernunft gedachtes, den Zusammenhang des Seins stiftendes und eine Ethik begründendes philosophisches Prinzip. Unter den Beweisen für die Existenz eines solchen Gottes zeichnet sich der ontologische dadurch aus, dass er „allein auf Grund von Definitionen und namentlich der Definition von ‚Gott‘ sowie gewisser ontologischer Axiome die Existenz Gottes zu beweisen“² versucht.

Um Leibniz' Gottesbeweis nachvollziehen und einordnen zu können, ist es nützlich, die Motive seiner Philosophie zu verstehen. Leibniz war nicht nur Philosoph, sondern auch Sprachtheoretiker, Historiker und Jurist und machte bahnbrechende mathematische Erfindungen. Für seine Grundüberzeugung, dass allem Sein eine deterministische logische Struktur zugrundeliegt, konnte er in allen diesen Wissensgebieten Belege finden. Mit der Infinitesimalrechnung³ entdeckte er einen Zugang endlicher Rechenverfahren zu unendlichen mathematischen Gegenständen. Mit dem Dualsystem zeigte er, dass die mathematischen Aussagen unabhängig von dem Zahlensystem sind, in dem sie formuliert werden, und dass zu ihrer Darstellung ein binärer „logischer“ Zeichensatz ausreicht: 0 und 1 oder ja und nein. Mit dem Bau einer mechanischen Rechenmaschine erwies sich das Kalkulieren als eine Funktion, die nicht auf den menschlichen Verstand beschränkt ist. Die Erhaltungssätze und Extremalprinzipien der Physik⁴ – z. B. das Prinzip der Erhaltung der Energie oder das des (zeitlich) kürzesten Weges eines Lichtstrahls – zeigten direkt, dass alle Bewegungen in der Welt einfachen, verblüffend „vernünftigen“ Regeln folgen. Heute wissen wir, dass solche Prinzipien tatsächlich grundlegende Symmetrien der Welt anzeigen.

¹ Pascal nach: Röd [1992, 9].

² Röd [1992, 13].

³ Zur gleichen Zeit wie Newton, aber wohl unabhängig von ihm.

⁴ Eine ausführlichere Betrachtung der Zusammenhänge von Physik und Philosophie bei Leibniz findet man z. B. bei Liske [2000, 73-86].

Leibniz strebte deshalb entsprechend eine „more geometrico“, also aus Definitionen und Axiomen hergeleitete Philosophie⁵ an. Anders als etwa sein Vorgänger Spinoza unternahm er jedoch nicht den Versuch, eine solche Herleitung im Einzelnen auszuführen⁶, denn er war überzeugt, dass die umfassende Logik des unendlichen Seins der beschränkten menschlichen Vernunft nicht exakt zugänglich sein kann. Mit dieser Auffassung steht er am Übergang zu Kants kritischer Philosophie⁷.

Im Folgenden werde ich zuerst diejenigen von Leibniz' Prinzipien darstellen, die für den Gottesbeweis benötigt werden. Anschließend werden relevante Teile des philosophischen Systems kurz vorgestellt. Dann soll der Beweis selbst in einer modernen Rekonstruktion wiedergegeben und diskutiert werden.

Zuvor möchte ich noch etwas zu den verwendeten Zitaten anmerken. Allgemein ist bei Leibniz der Zugriff auf die Quellen schwierig. Zwar ist sein gesamter Nachlass vorhanden, aber dessen Erschließung wird noch jahrzehntelange Arbeit erfordern. Leibniz hat zu Lebzeiten verhältnismäßig wenig veröffentlicht. Seine Schriften und Briefe sind vorzugsweise in Latein und Französisch verfasst, wovon bisher wenig übersetzt ist. So findet man zu bestimmten Themen immer wieder dieselben Zitate aus Schriften weit auseinanderliegender Entstehungszeitpunkte. Im Rahmen dieser Arbeit war deshalb eine gewisse Willkür bei der Auswahl von Zitaten nicht mit vertretbarem Aufwand zu vermeiden. Soweit möglich habe ich mich durch den Rückgriff auf Sekundärliteratur um Sorgfalt bemüht.

⁵ Ein moderner Versuch einer solchen Philosophie findet sich bei Badiou, der sich auf Leibniz bezieht [Badiou 1988, 355-65] und die These einer „Identität von Mathematik und Ontologie“ aufstellt [Badiou 1988, 23].

⁶ Röd [106-7 und Anm. 111]. Röd [107] erklärt diese „Zurückhaltung“ aus einem anders gerichteten Interesse.

⁷ Röd [105 und 123].

2 Leibniz' philosophisches System

2.1 Grundprinzipien

Es gibt keine von Leibniz autorisierte endgültige Zusammenstellung der Prinzipien seiner Philosophie. Eine didaktisch sinnvolle Reihenfolge beginnt mit Leibniz' begriffsanalytischer Wahrheitsdefinition⁸, an die das Prinzip des Widerspruchs und das Prinzip des zureichenden Grundes logisch anschließen.

Bei Leibniz ist im Prinzip jeder wahre Satz analytisch wahr, d. h. es gilt für ihn allgemein⁹ „praedicatum inest subjecto“:

In jedem universellen behauenden wahren Satz ist das Prädikat im Subjekt enthalten [...]

Dies ist das oberste Prinzip der Leibnizschen Philosophie. Demnach ist Wahrheit also eine relationale Beziehung¹⁰ zwischen Prädikat und Subjekt, eine Identität des Prädikats mit einem Teilbegriff des Subjekts, die in Sätzen wie „S ist P“, „aus S folgt P“ und „der Grund von P ist S“ ausgedrückt wird. Sauer [1946, 71] betont, dass es dabei um die Begriffsinhalte geht:

Seinen Logikkalkül hat Leibniz bezeichnenderweise als Theorie des Enthaltenseins der Begriffsinhalte und nicht der Begriffsumfänge aufgebaut [...] [Es] ist wohl jene Metaphysik bestimmend gewesen, für welche der Begriffsinhalt als logische Einheit und Wesen der Sache entscheidend und der Begriffsumfang, im Sinne der Klasse der Exemplare, sekundär ist.

Man kann es dann auch als Definition der Wahrheit ansehen, dass das Gegenteil nicht ohne Widerspruch denkbar ist, d. h. es gilt das Prinzip des Widerspruchs.

Nicht bei allen wahren Sätzen aber können wir den Zusammenhang von Prädikat und Subjekt nachweisen. Deshalb gibt es für uns zwei Arten von wahren Sätzen, Vernunftwahrheiten, die notwendig wahr sind, und Tatsachenwahrheiten, die Leibniz zu den kontingenten Sätzen zählt.

Notwendig wahr sind solche Sätze, bei denen die Begriffsanalyse auf eine Identität von Subjekt und Prädikat führt¹¹:

[...] man gelangt nämlich bei notwendigen Sätzen durch beliebig weit fortgesetzte Analyse zu einer identischen Gleichung; und das eben heißt, die Wahrheit mit geometrischer Strenge beweisen.

Das Gegenteil notwendig wahrer Sätze ist nicht ohne Widerspruch denkbar. Beispiele für notwendig wahre Sätze sind beweisbar wahre Sätze der Logik und Mathematik.

⁸ Liske [2000, 49].

⁹ Leibniz [1686, 185].

¹⁰ Kaehler [1989, 92-3].

¹¹ Leibniz [1686, 181].

Die genaue Bedeutung von „notwendig“ und „kontingent“ bei Leibniz ist umstritten¹² und ist außerdem oft unklar oder hat sich im Laufe seines Denkens verändert oder hängt vom Kontext ab. Sie kann sich auf die endliche menschliche Vernunft beziehen oder auf mögliche Welten. Im ersteren Fall können die prinzipiellen oder die aktuellen Fähigkeiten der Maßstab sein. Ich verwende und erläutere hier die Lesart, bei der die prinzipielle menschliche Fähigkeit gemeint ist, weil sie für die Formulierung des Gottesbeweises angemessen ist. Demnach wäre „beliebig weit“ im obigen Zitat durch „aber endlich“ zu ergänzen. Das ergibt sich ebenso aus dem Zusammenhang mit dem folgenden Satz der zitierten Textstelle über die kontingenten Sätze. Es entspricht auch Leibniz' Unterscheidung¹³ von Wahrheiten und willkürlich erfundenen Ausdrücken.

Bei kontingenten Sätzen kommt unsere Analyse zu keinem Schluss¹⁴:

Bei kontingenten Sätzen aber geht der Fortschritt der Analyse über die Gründe der Gründe ins Unendliche, so daß man niemals einen vollen Beweis besitzt, obwohl immer ein Grund für die Wahrheit besteht [...]

Für Gott ist aber jede Wahrheit eine notwendige:

[...] und von Gott allein vollkommen eingesehen wird, der allein mit einem Geistesblitz die unendliche Reihe durchläuft.

Die Kontingenz gilt für uns, weil unser Denken endlich und beschränkt ist. Kontingente Sätze, für deren Wahrheit wir Gründe, wenn auch nicht logisch analytische haben, nennt Leibniz Tatsachenwahrheiten. Tatsachen sind bei Leibniz nur phänomenale Hinweise auf zugrundeliegende Wahrheiten. Sie haben in seiner monistischen Philosophie keine eigenständige Domäne des Seins.

Sauer [1946, 69] beschreibt den „metaphysischen Hintergrund“ der Philosophie Leibniz' wie folgt:

Für Leibniz [...] ist das Universum ein ungeheures rationales Gefüge, denn es ist die Verwirklichung eines Ideensystems im Geiste Gottes. Daher die grundsätzliche Möglichkeit, die Welt immer tiefer und systematischer zu erkennen [...]

Aus unserer Unzulänglichkeit resultiert aber, dass es für unser Denken mit den kontingenten Sätzen eine Klasse von Aussagen gibt, die wir logisch weder als notwendig wahr noch als widersprüchlich nachweisen können. Dafür formuliert Leibniz eine Modallogik mit den von Kaehler [1989, 249-50] rekonstruierten Definitionen:

- (a) Eine widersprüchliche Aussage ist unmöglich.
- (b) Die einer notwendigen Aussage entgegengesetzte Aussage ist unmöglich.
- (c) Eine mögliche Aussage ist eine, die nicht unmöglich ist.

¹² Liske [2000, 50-2], Kaehler [1989, 248-50].

¹³ Leibniz [1705, IV 5 § 2, III/2 331].

¹⁴ Leibniz [1686, 181].

(d) Das Gegenteil einer kontingenten Aussage ist möglich.

„Unmöglich“ wird also „unmittelbar durch das Prinzip des Widerspruchs festgelegt“ und „ist nichts anderes als die modale Kennzeichnung des Selbstwiderspruchs“¹⁵. Wenn wir irgendwelche Aussagen machen, so sind diese möglich, wenn sie nicht zu denen gehören, deren Notwendigkeit oder Widersprüchlichkeit wir nachweisen können. Sätze, die wir als notwendig einsehen, sind dies auch für Gott¹⁶:

[...] wenn Gott uns eine Wahrheit kundtut, erwerben wir die Wahrheit, die in seinem Verstande ist [...]

Gott überblickt die unendliche Vielfalt aller logischen Beziehungen und weiß von jeder Aussage, ob sie notwendig wahr oder widersprüchlich ist. Mit diesem Unendlichkeitsargument begründet Leibniz den wesentlichen Unterschied zwischen Gott und allem anderen Sein. Wir haben damit schon eine Begründung für die Existenz Gottes: Gott kann nicht kontingent sein, also existiert er¹⁷. Diese Existenzbehauptung ist die einzige, die wir, wie unten genauer ausgeführt wird, beweisen können. Wir können z. B. *nicht* die Aussage beweisen, dass die beste aller möglichen Welten existiert¹⁸, weil dies ein Erfassen der unendlichen Möglichkeiten erfordern würde, das unsere Fähigkeiten übersteigt, obwohl Leibniz gute Gründe dafür anführt, dass es sich dabei ebenfalls um ein analytisch wahres Urteil handelt.

Aus Leibniz' oberstem Prinzip folgt der Satz vom zureichenden Grund¹⁹:

Nach meiner Meinung ist es jeder Wahrheit gemeinsam, daß immer ein Grund des nicht identischen Satzes angegeben werden kann, der bei den notwendigen Wahrheiten nötig, bei den kontingenten eine Tendenz verleiht.

Es gibt keine grundlose Wahrheit²⁰:

Daß [...] es keine grundlose Wahrheit gibt, ist ein fundamentales Prinzip des vernünftigen Denkens. Der Grund der Wahrheit besteht aber in der Verknüpfung von Prädikat und Subjekt bzw. darin, daß das Prädikat entweder offensichtlich [...] oder versteckt [...] im Subjekt enthalten ist.

Eine andere Formulierung dieses Prinzips lautet²¹, es brauche:

a sufficient reason for anything to exist, for any event to occur, for any truth to obtain

¹⁵ Kaehler [1989, 247].

¹⁶ Leibniz [1705, IV 5 § 2, III/2 331].

¹⁷ Leibniz [1686, 179].

¹⁸ Röd [1992, 110].

¹⁹ Leibniz [1686, 181].

²⁰ Leibniz, nach Röd [1992, 108, Anm. 119].

²¹ Leibniz, Brief an Clarke, nach: Blumenfeld [1995, 364].

Es wird also ein Grund nicht nur für eine Wahrheit oder ein Ereignis, sondern auch für Existenz gefordert. Dabei geht es nicht nur, was vielleicht noch logisch begründbar wäre, um die Möglichkeit der Existenz, sondern um einen *hinreichenden* Grund für die *aktuale* Existenz. Diese Forderung kann erst befriedigend plausibel gemacht werden, wenn Leibniz' Vorstellung der Zusammensetzung des Seins aus Monaden erläutert worden ist.

2.2 Monadologie

Die Monadologie²² beschreibt einen monistischen Atomismus. Eines ihrer Prinzipien ist das der Indiszernibilität des Identischen. Es besagt, wenn zwei gleiche vollständige²³ begriffliche Beschreibungen von Entitäten vorliegen, dass sie sich auf dasselbe Objekt beziehen. Anders herum bedeutet dies, dass es nicht zwei völlig gleiche Entitäten geben kann. Das Indiszernibilitätsprinzip hängt durch das folgende Argument mit dem Satz vom zureichenden Grund zusammen: Gäbe es zwei gleiche Entitäten, dann müsste der Grund dafür, dass es die eine der beiden neben der anderen gibt, im Begriff der einen selbst liegen und würde diese von der anderen unterscheiden. Gleichheit kann es also prinzipiell nur bei Abstraktionen geben, wenn gewisse Bestimmungen herausgegriffen werden. Das Sein ist dadurch vollständig individuell zusammengesetzt, es gibt keine quantitative Teilbarkeit wie etwa bei Descartes' *res extensa*.

Diese individuellen Elemente des Seins sind die Monaden. Das Bild der Monaden ist von physikalischen Vorstellungen inspiriert. Sie entsprechen geschlossenen Systemen, die den Energieerhaltungssatz befolgen und nicht mit anderen wechselwirken, und stellen die Subjekte der „Kraft“ vor. Monaden haben ausschließlich innere Zustände, welche ihrem Streben (Appetit) nach Vorstellung (Perzeption) des Seins entspringen. Das Problem der Wechselwirkung von Geist und Materie in Descartes' System entfällt. Die Monaden perzipieren das Sein aus ihrem individuellen Blickpunkt, der ein Aspekt des göttlichen Gedankens ist. Sie sind wesentlich andauernd tätig²⁴, indem sie von einem Perzeptionszustand zu einem neuen fortschreiten, wobei diese Veränderung entsprechend den Grundprinzipien in ihnen selbst begründet ist²⁵:

In der bestimmten, einzelnen Selbstveränderung des [...] Subjekts realisiert sich nichts anderes als sein eigener Grund.

Das Sein ist ein hierarchisches Kontinuum von Monaden. Diese sind mehr oder minder vollkommen in der Perzeption. Höhere Monaden können die Welt reflektieren (Apperzeption); sie denken und ihr Appetit ist ein Wille. Auf dieser

²² Die Bezeichnung stammt nicht von Leibniz selbst, sondern von einem späteren Übersetzer der betreffenden hinterlassenen Schrift.

²³ Der Begriff einer Entität ist vollständig, wenn alles, was man über diese Entität aussagen kann, aus diesem Begriff folgt. Das ist dann bei Leibniz immer ein Individualbegriff [Kaehler 1989, 163-4].

²⁴ Liske [2000, 85].

²⁵ Kaehler [1989, 48].

Stufe befinden sich die Menschen. Gott ist die Monade aller Monaden. Er denkt den vollständigen Begründungszusammenhang des Seins.

Es handelt sich um einen Gegenentwurf zu Descartes' Dualismus. Mit Descartes' Begrifflichkeit könnte man sagen, dass es bei Leibniz nur die in Monaden unendlich aufgesplitterte *res cogitans* gibt²⁶:

In der Natur gibt es nichts als Monaden, alles übrige sind nur Phänomene, die aus ihnen resultieren.

Dinge sind also nur Phänomene, die den Monaden erscheinen²⁷:

Körper konstituieren sich daher nicht aus einer Ansammlung untergeordneter Monaden, [...] sondern resultieren daraus als ein Phänomen, also die Art und Weise, wie uns dieses Monadenaggregat erscheint. [...] Das eigentlich Körperliche [...], [...] eine beliebig teilbare ausgedehnte Masse zu sein, die sich bewegen läßt, ist Erscheinung.

Dieser Raum der Phänomene umfasst alles, was uns als die körperliche Welt erscheint. Dass es in dieser Welt nicht nur logisch zugeht, liegt an unserer Unzulänglichkeit²⁸:

[...] die Ideen [sind] ursprünglich in unserem Geiste [...], ohne daß die anderen Geschöpfe einen unmittelbaren Einfluß auf die Seele haben. [...] Die Ideen der sinnlichen Eigenschaften aber [...] (die in der Tat nur Phantome sind) kommen uns aus den Sinnen zu, das heißt aus unseren verworrenen Perzeptionen.

Auch die Ideen von Raum und Zeit gehen nur auf solche Phänomene zurück²⁹. Daraus folgt insbesondere, dass sich Monaden nicht allein durch räumliche oder zeitliche Distanz unterscheiden können, dass sie weder Ausdehnung noch Gestalt haben und dass sie ewig sind. Sie können also auch nicht geschaffen werden oder verschwinden – die Monade eines Toten schläft nur – und es kann keine möglichen Monaden geben. Zum Wesen einer Monade gehört ihre Existenz.

Das Sein ist aktuell unendlich geteilt. Jeder kleinste Teil enthält wieder unendliche viele Teile. Jede Monade ist eine teillose Einheit und unterschiedlich zu jeder anderen³⁰. Dies ist möglich, weil die Welt auf unendlich viele Weisen perzipiert werden kann³¹. Leibniz [1712, § 69, 471] resumiert:

So gibt es im Universum nichts Unbebautes, nichts Unfruchtbares, nichts Totes, kein Chaos, keine Verworrenheit als nur dem Schein nach [...].

²⁶ Leibniz, Brief an Pierre Dancicourt, 1716, nach: Finster / Heuvel [1990, 64, bei Anm. 48].

²⁷ Liske [2000, 98-9].

²⁸ Leibniz [1705, IV 4 § 5, III/2 317-319].

²⁹ Liske [2000, 103].

³⁰ Leibniz [1712, § 1 und § 9, 439 und 443].

³¹ Liske [2000, 97-8].

Was erklärt werden muss, ist dabei nicht die Konsistenz der Ideen, sondern die der Phänomene³²:

[...] die Grundlage für die Wahrheit der kontingenten und einzelnen Dinge liegt in der Abfolge, die bewirkt, daß die Sinneserscheinungen genau so verbunden sind, wie es die intelligiblen Wahrheiten erfordern.

Das ist die Begründung für z. B. die beobachteten gesetzmäßigen physikalischen Wechselwirkungen zwischen den Dingen.

Eine Wechselwirkung zwischen Monaden ist unmöglich³³:

Die Monaden haben keine Fenster, durch die irgendetwas in sie hinein oder aus ihnen hinaustreten könnte.

Dieses Bild ist etwas unglücklich gewählt, denn sie haben insofern doch „Fenster“, dass sie Phänomene perzipieren, die auf anderen Monaden basieren. Aber eine *Wechselwirkung* mit anderen Monaden wäre ein außerhalb entspringender Einfluss und würde das oberste Prinzip verletzen, dass alle Prädikate einer Entität in ihrem Subjektbegriff gegeben sind. Der Zusammenhang der Welt beruht deshalb auf einer prästabilierten Harmonie, die aus der vollständigen Perzeption Gottes besteht. Die Idee der Monaden und der prästabilierten Harmonie befremdet uns, weil wir zu sehr daran gewöhnt sind, in Begriffen einer Welt der Wechselwirkungen auf der Grundlage von Descartes' Dualismus zu denken. Man muss aber nur klar sehen, dass mit der Monadologie vor allem ausgesagt wird, dass das Sein deterministisch ist. Die oberste Monade gleicht Laplaces Dämon und kann wie er als eine Metapher für Determinismus angesehen werden.

Die Monadologie wird von Leibniz wesentlich nicht aus Prinzipien logisch gefolgert, sondern logisch betrachtet willkürlich postuliert. Zwar gibt es gute Gründe aus der Erfahrung mit Descartes' und Spinozas Philosophie, aber an eine Formulierung „more geometrico“ ist nicht zu denken. Das heißt, dass die Monadologie aus einem Gottesbeweis beliebiger Art nicht ableitbar ist. Andererseits benötigt die Monadologie die Gottesidee, um plausibel zu sein.

2.3 Wahrheit und Existenz

Die Definition der Wahrheit gilt auch für Existenzaussagen³⁴:

[...] daß *ein Seiendes wahr ist*, das heißt, daß der Satz wahr ist, der seine tatsächliche oder wenigstens mögliche Existenz aussagt.

Kaehler [1989, 152-3] erläutert dies wie folgt. Wenn „A ist B“ und auch „A ist (existiert)“ wahr sein soll, so setzt das zuerst voraus, dass A widerspruchsfrei, d. h. möglich ist. Auch für wahre Existenzaussagen gilt dabei das oberste Prinzip, dass das Prädikat, in diesem Falle die Existenz, im Begriff des Subjektes

³² Leibniz [1705, IV 4 § 5, III/2 319].

³³ Leibniz [1712, 441].

³⁴ Leibniz [1705, IV 5 § 11, III/2 333].

enthalten sein muss, aber da diese Analyse bei jeder Existenzaussage alle unendlichen Möglichkeiten mit berücksichtigen müsste, ist sie uns grundsätzlich nicht zugänglich:

Die wirkliche Existenz enthält etwas, das zum bloßen [...] Möglichen noch hinzukommen muss [...], dessen Bestimmung jedoch außerhalb der Reichweite der [...] endlichen Vernunft [...] fällt.

Dieses zusätzliche Etwas erscheint als zureichender Grund letztlich erst in der vollständigen Apperzeption Gottes. Für unsere endliche Vernunft ist keine kontingente Existenz, sondern einzig die notwendige Existenz des höchsten Wesens selbst beweisbar.

Von einigen Entitäten können wir aber nach Leibniz a priori wissen, dass ihre Existenz zumindest möglich ist, z. B. von geometrischen Figuren. Nach Blumenfeld [1995, 364] gibt Leibniz dafür zwei Methoden an:

[...] in general, he describes two *a priori* ways of establishing a thing's possibility: one involves pushing the analysis of its definition back to primitive notions, the other (which he calls „causal“) involves describing a method for generating the thing.

Wenn dagegen der Begriff einer Entität als widersprüchlich nachweisbar ist, ist die Existenz der Entität a priori unmöglich. Außer solchen Feststellungen a priori gibt es bei Leibniz noch kontingente (reale) Entitäten im Bereich der Phänomene. Dinge, die real sind, sind möglich. Genauere Ausführungen dazu findet man bei Kaehler [1989, 352-5] und Liske [2000, 100-1]. Für den ontologischen Gottesbeweis spielt die Realität keine Rolle.

Die folgende Aufstellung zeigt die Modalitäten der Wahrheit und der Existenz bei Leibniz:

<i>Aussage</i>	notwendig wahr	kontingent	widersprüch- lich
<i>Existenz</i>	not- wendig	möglich	un- möglich

Unter allen Existenzaussagen ist einzig die über Gott notwendig..

Nicht alles, dessen Existenz möglich ist, kann ohne Widerspruch zugleich existieren, nach dem Prinzip des Widerspruchs: Wenn $A \rightarrow \neg B$ gilt, dann können A und B nicht gleichzeitig existieren. Es können nicht unterschiedliche Gesetze für denselben Anwendungsbereich gelten, in kochendem Wasser gibt es kein Eis usw. Anders ausgedrückt: Was existiert, ist *zugleich* möglich (kompatibel und kompossibel)³⁵. Aber es gibt dann immer noch unendlich viele in diesem Sinne mögliche Welten. Sie unterscheiden sich in physikalischen Gesetzen – der Gefrierpunkt des Wassers ist 0 oder 10 Grad, mit allem was damit verknüpft ist

³⁵ Kaehler [1989, 466].

– oder nur in der Form eines einzigen Blattes.³⁶ Die oberste Monade Gott hat eine davon aktualisiert, indem sie sie apperzipiert hat. Dies kann nach dem Satz vom zureichenden Grund, der auch für Gott gilt, nur die beste mögliche sein. Die Freiheit Gottes besteht darin, unter den unendlich vielen möglichen die Welt wählen zu können, die er als beste aber auch wählen muss³⁷. Dieser Zwang ist nur moralischer Natur³⁸. Das Hervorgebrachte war und bleibt möglich, da seine Negation keinen Widerspruch hervorbringt³⁹. Auf die damit verbundene metaphysische Problematik⁴⁰ soll hier nicht weiter eingegangen werden.

³⁶ Man denke an die Vielweltentheorien einiger unorthodoxer moderner Physiker.

³⁷ Liske [2000, 146].

³⁸ Leibniz [1710, 559].

³⁹ Kaehler [1989, 430].

⁴⁰ Liske [2000, 141ff].

3 Der ontologische Gottesbeweis

Der Satz vom zureichenden Grund verbindet in Leibniz' monistischer Philosophie also bereits Begründung und Existenz. Deshalb kann Leibniz meinen, dass der Gottesbeweis vorliegt, denn Gott habe seinen Existenzgrund in sich selbst. Somit kann er den ontologischen Beweis skizzieren [1712, § 45, 459]:

So besitzt Gott allein (oder das notwendige Seiende) dieses Vorrecht, daß er existieren muß, wenn er möglich ist. Und da nichts der Möglichkeit dessen entgegensteht, das keine Grenzen, keine Verneinung und folglich auch keinen Widerspruch einschließt, ist dies allein zureichend, um die Existenz Gottes *a priori* zu erkennen. Wir haben sie durch die Realität der ewigen Wahrheiten bewiesen.

Dieser Beweis soll nun etwas genauer betrachtet werden.

3.1 Kritik der Vorläufer

Bei Leibniz finden sich alle Typen der Gottesbeweise, wobei er sie als gleich relevant erachtet⁴¹: der ontologische aus dem Wesen Gottes, der kosmologische aus der Existenz der kontingenten Dinge, der kausale aus den ewigen Wahrheiten und der teleologische aus der prästabilierten Harmonie. Alle beruhen auf dem Prinzip des Widerspruchs und außer dem ontologischen auch auf dem Satz vom hinreichenden Grund⁴².

Der ontologische Beweis ergibt sich aus dem obersten Prinzip, dass das Prädikat im Begriff des Subjektes enthalten sein muss. Zusätzlich muss gezeigt werden, dass der Begriff Gottes unter dies Prinzip fällt, d. h. widerspruchsfrei ist, d. h. dass Gott möglich ist⁴³. Der Beweis findet sich in unterschiedlicher Formulierung an verschiedenen Stellen. Im Laufe der Zeit ging Leibniz über von einem Beweis aus der Vollkommenheit Gottes zu einem Beweis aus seiner Notwendigkeit⁴⁴, weil er vermutete, dass der Begriff der Vollkommenheit Gottes nicht als widerspruchsfrei zu beweisen ist⁴⁵. Leibniz dachte dabei an das Beispiel der Widersprüchlichkeit des Begriffs einer größten natürlichen Zahl⁴⁶. Wie wir sehen werden, wird dieses Problem auch nicht durch den Beweis behoben, den Leibniz schließlich erfolgreich führt.

Dementsprechend äußert sich Leibniz [1684, 39] kritisch zu den Beweisen von Anselm und Descartes. Er stellt sie knapp vor:

Was immer aus der Idee oder Definition einer Sache folgt, kann von dieser Sache ausgesagt werden. Die Existenz folgt aus der Idee GOTTES (oder des vollkommensten Wesens oder des Wesens, über das hinaus man ein größeres nicht denken

⁴¹ Röd [1992, 112-116].

⁴² Röd [1992, 112].

⁴³ Röd [1992, 116, Anm. 144].

⁴⁴ Röd [1992, 116-119].

⁴⁵ Röd [1992, 118-119].

⁴⁶ Röd [1992, 118].

kann). Das vollkommenste Wesen schließt nämlich alle Vollkommenheiten ein, unter welche auch die Existenz zu zählen ist. Also kann die Existenz von GOTT ausgesagt werden.

Dann weist er darauf hin, dass dieses Beweisschema unzureichend ist:

Man muß aber wissen, daß sich daraus nur soviel ergibt: wenn GOTT möglich ist, so folgt, dass er existiert; denn wir können uns mit Sicherheit der Definitionen nicht zum Schließen bedienen, bevor wir wissen, daß sie real sind oder keinen Widerspruch in sich schließen.

Man sollte die Brisanz dieser Bemerkung beachten. Leibniz hält zwar den Begriff eines vollkommensten Wesens nicht für widersprüchlich. Das würde in seinem System nach Definition (a) (S. 4) bedeuten, dass ein solches Wesen unmöglich ist! Leibniz sagt nur, dass ein Nachweis der Widerspruchsfreiheit fehlt, aber auch das bedeutet schon nach (d), (S. 5), dass es möglich ist, dass es ein solches Wesen nicht gibt! Er beeilt sich deshalb zu versichern [1684, 41]:

Indessen ist nichts wahrer als daß wir eine Idee GOTTES haben und daß ein vollkommenstes Wesen möglich, ja notwendig ist; der Beweis ist jedoch nicht hinreichend schlüssig und auch schon vom Aquinaten zurückgewiesen worden.

3.2 Beweis

Im folgenden soll nun Leibniz' Beweis in seiner logischen Abfolge dargestellt werden, d. h. zuerst die Formulierung der Voraussetzung eines notwendigen Wesens, dann der Beweis der notwendigen Bedingung, dass das notwendige Wesen möglich ist und dann der Beweis, dass das notwendige Wesen existiert. Diese Beweise existieren bei Leibniz in verschiedenen Fassungen an mehreren Stellen. Ich verwende stattdessen formale Rekonstruktionen von Blumenfeld [1995].

Leibniz geht von der Voraussetzung aus, dass Gott ein notwendiges Wesen ist. Was bedeutet das?

Von Notwendigkeit kann bei Leibniz in Bezug auf eine Aussage gesprochen werden, wenn sie notwendig wahr ist. Eine Aussage ist notwendig wahr, wenn das Prädikat nachweisbar im Subjekt enthalten ist. So wäre die Aussage „Gott ist vollkommen“ notwendig wahr, wenn im Begriff Gottes beweisbar enthalten ist, dass Gott vollkommen ist. Anselm und Descartes haben für ihre Beweise vorausgesetzt, dass die Aussage „Gott ist vollkommen“ wahr ist, und versucht, daraus abzuleiten, dass Gott existiert. Es würde ihren Beweisen nicht aufhelfen, wenn zu der Voraussetzung noch „notwendig“ hinzugefügt wird, denn daraus folgt nichts weiteres für das Beweisziel.

Dass Gott ein notwendiges Wesen ist, kann sich bei Leibniz auch auf die Aussage „Gott ist“ bzw. „Gott existiert“ beziehen. Diese Aussage ist notwendig wahr, wenn im Begriff Gottes beweisbar enthalten ist, dass er existiert. Nimmt man also die Aussage „Gott existiert notwendig“ als Voraussetzung, dann lässt sich offenbar daraus beweisen, dass Gott existiert. Es sieht nun allerdings so aus, als wäre damit schon vorausgesetzt worden, was erst bewiesen werden soll. Um diesen Verdacht zu entkräften, muss man die Voraussetzung etwas genauer betrachten.

Leibniz setzt tatsächlich voraus, dass ein notwendiges Wesen notwendig ist, d. h. dass im Begriff eines notwendigen Wesens beweisbar enthalten ist, dass es existiert. Vorausgesetzt ist also dieser Begriff eines notwendigen Wesens. Damit ist noch nicht gesagt, dass es ein Wesen unter diesem Begriff gibt. Der Begriff könnte widersprüchlich sein, dann wäre es unmöglich, dass es ein solches Wesen gibt.

Zuerst ist also aus dem Begriff eines notwendigen Wesens zu beweisen, dass es möglich ist. Wir wissen nur von widerspruchsfreien oder realen Begriffen, dass sie möglich sind. Dass der Begriff eines notwendigen Wesens ein solcher ist, muss also zuerst gezeigt werden. Dieser Beweis der Möglichkeit hat die folgende Form⁴⁷:

1. If a necessary being is not possible, no being is possible.
2. If the definition of a concept is noncontradictory, then a being that exemplifies the concept is possible.
3. But there are instances of definitions of concepts which are noncontradictory. (A circle, for example, is defined as a plane figure having all of its points equidistant from the center, and we know *a priori* that this definition is not contradictory.)
4. Therefore, a being that exemplifies the concept of a circle is possible.
5. Therefore, some being is possible.
6. Therefore, a necessary being is possible.

Satz 1 folgt aus dem Satz vom zureichenden Grund. Aus Satz 1 folgt durch logische Umformung: if a being is possible, a necessary being is possible. Deshalb die folgenden Sätze 2 - 4 mit dem Ergebnis 5: Es gibt eine Entität, die möglich ist, weil sie widerspruchsfrei ist, z. B. einen Kreis. Deshalb gilt Satz 6: ein notwendiges Wesen ist möglich.

Nun erst kann aus dem Begriff eines notwendigen Wesens bewiesen werden, dass es existiert. Nach Blumenfeld [1995, 355] hat dieser Existenzbeweis die folgende logische Form:

1. A necessary being is by definition a being that necessarily exists.
2. But a being that necessarily exists, exists.
3. Therefore, a necessary being exists.

Satz 1 gibt die vorausgesetzte Definition eines notwendigen Wesens an. Satz 2 folgert „existiert“ aus „existiert notwendig“. Deshalb gilt Satz 3: Ein notwendiges Wesen existiert. Adams [1994, 137] wertet den gesamten Beweis als gültig:

Recent work on the subject has established, I think, that this conclusion is correct.

Der Beweis der Möglichkeit trägt offensichtlich die Hauptlast des gesamten Beweises, während der eigentliche Existenzbeweis dann leicht fällt.

3.3 Diskussion

Röd [1992, 119-20] meint, dass der Beweis in dieser Form die Annahme von Seinsmodalitäten und eine Aktualisierungstendenz möglicher Begriffe voraussetze und damit den Charakter eines ontologischen Prinzips verliere. Leibniz'

⁴⁷ Blumenfeld [1995, 363].

dargestellte Modallogik der Existenz kennt aber einen Spielraum, der eine Aktualisierungstendenz erlaubt, nur für kontingente reale Phänomene. Je mehr wir etwas denken, wie Gott es denkt, umso sicherer ist, dass es existiert. Dieser Zusammenhang erscheint uns als Aktualisierungstendenz möglicher Existenzaussagen⁴⁸. Der obige Beweis benötigt aber nur irgendeine mögliche Entität, deren Aktualisierungstendenz keine Rolle spielt.

Letzten Endes wird also die Existenz Gottes aus den Prinzipien des Widerspruchs und des zureichenden Grundes sowie zwei Voraussetzungen gefolgert, nämlich dass Gott ein notwendiges Wesen ist und dass es wenigstens eine Entität gibt, die möglich ist. Für diese Entität verwendet Leibniz eine, deren Möglichkeit a priori beweisbar ist. Der gesamte Beweis ist also a priori und damit tatsächlich ontologisch. Der Beweis beruht außerdem auf Leibniz' monistischer Ontologie, in der eine modale Logik für die Existenz gilt. Damit ist „eine absolute Selbstbezüglichkeit möglich, bei der etwas sich aus dem eigenen Selbst (Wesen) heraus in seiner Existenz begründet“⁴⁹.

Was beweist Leibniz' ontologischer Gottesbeweis? Leibniz hat die Beweisansätze verworfen, die von Gott als dem vollkommensten Wesen ausgehen und die Existenz als Steigerung der Vollkommenheit ansehen⁵⁰. Kaehler [1989, 453-4] betont dementsprechend, dass Leibniz keinen Beweis, sondern nur eine Explikation der Vollkommenheiten Macht, Weisheit und Güte liefert, die zusammen das vollkommenste Wesen ausmachen sollen:

Daß hier eine höchste Vollkommenheit möglich, d. h. widerspruchsfrei ist, wird in der Tat nicht bewiesen, sondern nur versichert, bestenfalls plausibel gemacht durch Kontrastierung mit Beispielen von Eigenschaften, die keinen höchsten Grad zulassen.

Wenn Leibniz also von einem ontologischen Beweis der Existenz des *vollkommensten* Wesens Abstand nimmt, dann heißt das, dass die *Eigenschaften* Gottes zum Inhalt einer ganz anderen Art von Argumentation werden müssen, metaphysisch statt logisch, die Leibniz natürliche Theologie nennt und als Ethik und Theodizee entwickelt. Das soll hier nicht weiter behandelt werden.

Wenn Leibniz schließlich die Existenz Gottes aus seiner Notwendigkeit beweist, so ist das Ergebnis in Bezug auf Eigenschaften Gottes völlig unbestimmt und es bleibt nur eine gänzlich abstrakte „Essenz“⁵¹.

⁴⁸ Röd [1992, 119, Anm. 158].

⁴⁹ Liske [2000, 195].

⁵⁰ Röd [1992, 119].

⁵¹ Kaehler [1989, 455].

4 Schlussfolgerungen

Welche Rolle spielt der ontologische Gottesbeweis in Leibniz Philosophie?

Röd behauptet, der ontologische Beweis sei bei Leibniz unentbehrlich, liefert hierfür jedoch keine direkte Begründung, sondern argumentiert mit allgemeiner Notwendigkeit für den Rationalismus [1992, 105-6]:

Wie alle anderen rationalistischen Philosophen war er auf Beweise der Existenz Gottes angewiesen. [...] zugunsten der Übereinstimmung von Denk- und Wirklichkeitsordnung.

Oder an anderer Stelle [1992, 111]:

Soll die angenommene Korrespondenz zwischen notwendigen Wahrheiten und Möglichkeiten nicht nur behauptet, sondern begründet werden, dann müssen die Ordnung der wahren Sätze und die Ordnung der Wesenheiten auf einen gemeinsamen Grund, d. h. auf Gott, bezogen werden, dessen Existenz daher bewiesen werden muß. Dies wiederum kann im Rahmen der rationalistischen Konzeption nur a priori geschehen. [...] Zu diesem Zweck kommt letzten Endes nur der ontologische Gottesbeweis in Betracht, der somit auch für Leibnizens Metaphysik unentbehrlich ist.

Wie oben dargestellt, liefert Leibniz' Beweis aber nur die bloße Existenz eines notwendigen Wesens. Der Schritt von der bewiesenen Existenz eines notwendigen Wesens zu Gottes Funktion in Leibniz' System ist eine bleibende Hypothese. Der Beweis liefert nichts zu Gottes Rolle als oberste Monade, nicht einmal, dass es nur ein einziges solches notwendiges Wesen gibt. Röd [1992, 194] sagt in Bezug auf Hegel ganz richtig, dass

der ontologische Gottesbeweis lediglich den Glauben an den Primat der absoluten Idee als universale vernünftige Ordnung expliziert.

Dies gilt auch für Leibniz.

Deshalb kann man wohl zusammenfassend die folgenden Schlüsse ziehen: Leibniz beweist zwar die Existenz eines notwendigen Wesens, aber er weiß, dass die Eigenschaften dieses Wesens nicht beweisbar sind. Insbesondere wird Leibniz' oberstes Prinzip, dass das Prädikat wahrer Sätze im Begriff des Subjektes enthalten sein muss, für den Beweis schon vorausgesetzt. Der ontologische Gottesbeweis kann deshalb Leibniz' System nicht begründen, sondern allenfalls die Plausibilität seiner metaphysischen Hypothesen unterstützen.

Literatur{ INHALT Literatur}

Adams, Robert Merrihew [1994]: *Leibniz. Determinist, Theist, Idealist*. Oxford UP 1994.

Badiou, Alain [1988]: *Das Sein und das Ereignis*. diaphanes, Berlin 2005. Orig.: *L'être et l'événement*. Ed. du Seuil, Paris 1988.

Blumenfeld, David [1995]: *Leibniz's ontological and cosmological arguments*. In: Jolley, Nicholas (ed.): *The Cambridge Companion to Leibniz*. Cambridge UP 1995, 353-81.

Finster, Reinhard / Heuvel, Gerd van den [1990]: *Gottfried Wilhelm Leibniz*. Rowohlt, rm 50481, Reinbek 1990.

Kaehler, Klaus Erich [1989]: *Leibniz' Position der Rationalität. Die Logik im metaphysischen Wissen der „natürlichen Vernunft“*. Karl Alber, Freiburg u. a. 1989.

Leibniz, Gottfried Wilhelm [PS]: *Philosophische Schriften*. Hg. u. übers. v. Holz, Hans Heinz. Wiffl Buchges, Darmstadt 1959 ff.

Leibniz, Gottfried Wilhelm [1684]: *Betrachtungen über die Erkenntnis, die Wahrheit und die Ideen*. In: Leibniz [PS], Bd. I, 32-47.

Leibniz, Gottfried Wilhelm [1686]: *Über die Kontingenz*. In: Leibniz [PS], Bd. I, 179-87.

Leibniz, Gottfried Wilhelm [1705]: *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand*. In: Leibniz [PS], Bd. III/1 und III/2.

Leibniz, Gottfried Wilhelm [1710]: *Theodizee*. In: Leibniz [PS], Bd. II/1.

Leibniz, Gottfried Wilhelm [1712]: *Monadologie*. In: Leibniz [PS], Bd. I, 439-83.

Liske, Michael-Thomas [2000]: *Gottfried Wilhelm Leibniz*. C. H. Beck, br 555, München 2000.

Röd, Wolfgang [1992]: *Der Gott der reinen Vernunft. Die Auseinandersetzung um den ontologischen Gottesbeweis von Anselm bis Hegel*. C. H. Beck, München 1992.

Sauer, Heinrich [1946]: *Über die logischen Forschungen von Leibniz*. In: Redaktion der Hamburger Akademischen Rundschau (Hg.): *Gottfried Wilhelm Leibniz. Vorträge der aus Anlaß seines 300. Geburtstages in Hamburg abgehaltenen wissenschaftlichen Tagung*. Hansischer Gildenverlag, Hamburg 1946. S. 46-78.

Ich danke Herrn Professor Puster, den Teilnehmern des Seminars und Marianne v. Ilten für hilfreiche Hinweise und Diskussionen.

Datei: Philosophie/Seminararbeiten/Leibniz/Leibniz.doc

Version: 1.76

Druckdatum: 13.04.08

© Eckehard Seidl, 2007
